

VIELFALT *Leben*

Das Magazin von SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro 06 / 2021



DARUM INKLUSION

SZENE
HAMBURG


Hamburg
wird inklusiv

Kristina Vogel (links)
und Anastacia Winkel
beim „Helga Cup“

Das Team



Ursula Wermke
Leitung Fachbereich Inklusion
und Zivilgesellschaft



Hedda Bültmann
Chefredakteurin
SZENE HAMBURG



Erik Brandt-Höge
Redaktionsleitung
SZENE HAMBURG



Marco Arellano Gomes
Redakteur
SZENE HAMBURG



Ulrich Thiele
Redakteur
SZENE HAMBURG



Anna Meinke
Autorin
SZENE HAMBURG



David Hock
freier Autor für u. a.
SZENE HAMBURG, Rollt. und
Hamburger Abendblatt

Zusammen aktiv!

Andy Grote, Senator für Inneres und Sport, will „wirklich allen HamburgerInnen ein möglichst attraktives Sportangebot machen“. In einem ausführlichen Gespräch erzählt er, wie er das Sportgeschehen in unserer Stadt inklusiv gestaltet – ein Thema, das ihm besonders wichtig ist. Denn Sport bringt die Menschen – mit und ohne Behinderung – zusammen und verbindet. Eine Gemeinschaft, in der jeder Einzelne auch große Freiheit verspüren kann. Wie Kristina Vogel beim Segeln auf der Alster. Die zweifache Goldmedaillen-Siegerin und Schirmherrin der weltweit größten Frauenregatta „Helga Cup“ ist diese im letzten Jahr auf der Inklusionsbahn mitgesegelt und war beeindruckt vom Zusammenspiel von Wind und Wasser. Doch nicht nur Sport bietet eine Möglichkeit, zusammen etwas zu erleben. Auch die Kultur kann vieles bewirken. Das zeigt „Bei Anruf Kultur“, eine Initiative, die den Menschen eine Museumsführung kostenlos per Telefon anbietet – und somit nicht nur in Corona-Zeiten Ausstellungen für zu Hause erlebbar macht. Die Stadt ist auf einem guten Wege, in vielen Bereichen inklusiv zu denken, was das Leben noch bunter und vielfältiger gestaltet.

Wir wünschen Ihnen, liebe LeserInnen, viel Spaß bei der Lektüre.

Ursula Wermke,
Inklusionsbüro

Erik Brandt-Höge,
Szene Hamburg

Impressum

ISSN 1614-3892
Herausgeber: SZENE HAMBURG
und Inklusionsbüro Hamburg
Chefredaktion: Hedda Bültmann
Redaktionsleitung: Erik Brandt-Höge
Autoren: Marco Arellano Gomes,
David Hock, Anna Meinke, Ulrich Thiele

Schlussredaktion: Claudia Hoffmann
Grafik: Constanze Henk
Redaktionsanschrift:
Gaußstraße 190c,
22765 Hamburg
redaktion@szene-hamburg.com,
szene-hamburg.com

Erscheinungsweise:
Zweimal jährlich
Titelfoto: Sven Jürgensen
Gesamtherstellung:
VKM Verlagskontor
für Medieninhalte GmbH

Geschäftsführung:
Mathias Forkel, Tanya Kumst
Gaußstraße 190c,
22765 Hamburg
Telefon: 040 524 72 26 80
Druck: Dierichs Druck+Media
GmbH & Co. KG

FOTO: WITTERS

FOTOS: SVEN JÜRGENSEN (O.), BAK (U.), WALTER RENNER (O.R.)



04

Andy Grote
Der Sportsenator über seine inklusive
Strategie



06

Sven Jürgensen
Inklusives Segeln als Herzensangelegenheit



10

Bei Anruf Kultur
So geht Kulturvermittlung übers Telefon

Andy Grote	04
Sven Jürgensen	06
Kristina Vogel	08
Bei Anruf Kultur	10
Alphabetisierung	12
Fluchterfahrung	14

Hat noch viel vor, was Hamburgs inklusives Sportgeschehen angeht: Innen- und Sportsenator Andy Grote



„Sport für alle“

Andy Grote Hamburgs Innen- und Sportsenator sieht im Sport ein „enormes Potenzial, Menschen zusammenzubringen“. Inklusiver Sport wird bei ihm großgeschrieben. Doch was bedeutet das konkret für sein politisches Handeln? Ein Gespräch über eine langfristige inklusive Strategie

► Interview: Erik Brandt-Höge

Andy Grote, haben Sie eine Lieblingssportart?

Andy Grote: Als Sportsenator ist man natürlich sehr vielseitig interessiert und darf sich nicht einseitig festlegen. Mich faszinieren eine Reihe von Sportarten, darunter zum Beispiel Beachvolleyball, Basketball oder Handball. Das sind tolle Sportarten, die in den vergangenen Jahren in Hamburg auch eine sehr beeindruckende Entwicklung genommen haben.

Sind das auch Sportarten, die Sie selbst ausüben?

Kaum, ich komme aus zeitlichen Gründen über ein bisschen Fitness nicht hinaus. Normalerweise fahre ich im Februar auch noch eine Woche Ski, aber die fand zuletzt natürlich auch nicht statt. Wenn man aber wie ich einen dreijährigen Sohn hat, hat man auch keinen Mangel an körperlicher Bewegung.

Sie sprachen von der guten Entwicklung im Bereich Beachvolleyball, Basketball und Handball. Sehen Sie hier auch eine positive inklusive Entwicklung?

Beim Basketball auf jeden Fall. 2018 hatten wir zum Beispiel die Rollstuhlbasketball WM in Hamburg, die wir auch mit drei Millionen Euro gefördert haben – ein ganz bewusstes Zeichen. Wir finden, dass gerade Rollstuhlbasketball enorme Chancen hat.

Können Sie diese Chancen näher beschreiben?

Es ist eine hochattraktive Sportart – für jeden. Ich finde es enorm beeindruckend, wie selbstbewusst die SportlerInnen dabei auftreten. Sie sehen den Rollstuhl nicht als Ausgleich einer Beeinträchtigung, sondern als Sportgerät. Und was die meisten vielleicht als „normalen Basketball“ bezeichnen würden, nennen Rollstuhlbasketballer „Fußgängerbasketball“. Es ist auch deshalb eine sehr inklusive Sportart, weil eine ganze Reihe der AthletInnen im täglichen Leben gar nicht auf einen Rollstuhl angewiesen ist. Sie haben sich ganz bewusst für Rollstuhlbasketball entschieden.

Gab es Momente während der WM, an die Sie besonders gerne zurückdenken?

Wir haben Schulklassen die Möglichkeit gegeben, bei der Veranstaltung dabei zu sein. Mehrere Tausend Schulkinder haben sie auch wahrgenommen. Und zu sehen, wie sie das verfolgt haben, wie begeistert sie waren, wie sehr sie den SportlerInnen zugejubelt haben, das war schon cool. Man

FOTO: BIS

konnte richtig dabei zusehen, wie ihr Respekt für die SportlerInnen wuchs. Dazu beigetragen hat auch, dass sie sich selbst im Rollstuhlbasketball versuchen konnten – was ich auch getan habe. Gleichzeitig zu fahren, den Ball unter Kontrolle zu halten und auch noch den Gegner abzuwehren, ist schon eine echte Herausforderung.

Welchen Stellenwert hat inklusiver Sport denn generell in Ihrem täglichen Arbeitsleben als Sportsenator?

Ich würde sagen: einen zunehmenden. Das hängt auch mit unserem Selbstverständnis und unserer Ausrichtung der

Active City-Strategie zusammen. Die gibt es seit 2016, und ein zentraler Punkt dieser langfristigen inklusiven Strategie ist: Sport für alle. Wir wollen wirklich allen HamburgerInnen ein möglichst attraktives Sportangebot machen. Sport hat dieses enorme Potenzial, Menschen zusammenzubringen, egal ob mit oder ohne Behinderung, egal welcher Herkunft, egal aus welchem sozialen Umfeld und aus welcher Generation. Er verbindet Menschen über alle Unterschiede hinweg. Wir haben die Verantwortung, die gesellschaftliche Kraft des Sports zu nutzen, und deshalb tun wir auch alles dafür.

„ Wir wollen wirklich allen HamburgerInnen ein möglichst attraktives Sportangebot machen

Andy Grote



FOTO: WITTERS

Von links: Alireza Ahmadi (BG Baskets Hamburg), Sebastian Bayer (Leichtathletik HSV), Thomas Fromm (HSB), Bernard Koessler (Hamburger Sportbund Vorstand HSB), Andy Grote, Wolfgang Mueller-Kallweit (Präsident Hamburger Leichtathletik Verband). „Sporttag Inklusiv“ 2019

Sie erwähnten die Langfristigkeit der Active City. Gibt es auch ein ganz konkretes aktuelles Ziel, das Sie im inklusiven Sport verfolgen?

Nicht nur eins, sondern eine ganze Menge Ziele. Zum Beispiel, was die Infrastruktur angeht, also barrierefreie Sportanlagen. In vier Bezirken haben wir bereits barrierefreie Sporthallen, unter anderem eine Dreifeld-Halle in Horn, die speziell auf Rollstuhlfechten ausgelegt ist. Sie gehört mit zum Modernsten, was es in diesem Bereich in Deutschland gibt. Drei weitere Hallen sind in der Pipeline. Wir haben aber auch kleinere Räume im Blick, etwa für den Reha-Sport. Ein weiteres Thema, dem wir uns beim Punkt Infrastruktur widmen, sind die Zugänge zu den Sportstätten. Wir verfolgen auch den Aktionsplan „Inklusion und Sport“, in dessen Rahmen einmal im Jahr der „Sporttag Inklusiv“ stattfindet, den wir entsprechend fördern und der auch richtig Spaß macht. Da kommen dann Menschen aus vielen unterschiedlichen Sportarten zusammen, es ist wie ein kleines Festival.

Eines Ihrer weiteren Handlungsfelder ist die Fortbildung, also die Qualifikation von VereinsvertreterInnen für das Anbieten von inklusivem Sport ...

... wofür wir die Fördermittel kontinuierlich erhöht haben. Wir versuchen, immer mehr inklusive Sportangebote in den Vereinen zu etablieren. Noch ein Beispiel dafür, dass wir Sport inklusiv denken, ist die Active City Map. Das ist eine digitale Karte mit den Sportangeboten der Stadt. Da sind über 1.500 Sportstätten Hamburgs zu finden, natürlich auch alle barrierefreien. So kann man sehen, wo man für seinen Sport entsprechend ausgestattete Anlagen findet.

Über Basketball haben wir bereits gesprochen. Eine andere Sportart, in der sich viel in Hamburg tut, ist das Segeln ...

... was sich zum Beispiel an der Austragung der ersten inklusiven Segel-Weltmeisterschaft im vergangenen Jahr zeigt. So etwas kann die Stadt und die Behörde natürlich nicht alleine auf die Beine stellen. Es braucht ganz viele engagierte Menschen, um das leisten zu können. Menschen wie Sven Jürgensen (im Interview ab Seite 6), der unheimlich viel tut, was inklusives Segeln angeht. Wir sind froh, dass wir solche Leute in der Active City haben.

www.hamburg.de/active-city

„Wir denken jedes Segelprojekt inklusiv“

Segeln Sven Jürgensen, ehemaliger Ausdauersportler und heute Wassersportfotograf und Inklusionsbeauftragter im Norddeutschen Regatta Verein, hat bereits einiges bewegt im inklusiven Segeln – und noch vieles vor. Ein Gespräch über den Wandel in der Wassersportart

► Interview: Erik Brandt-Höge



Training mit „SV14“:
Kirsten Bruhn und
Volker Ernst

FOTO: SVEN JÜRGENSEN

FOTO: PRIVAT

? Sven Jürgensen, der Begriff „Herzensangelegenheit“ wird inflationär verwendet, ist bezogen auf Sie und das Thema inklusives Segeln aber nur richtig. Wann und warum haben Sie angefangen, sich mit inklusivem Segeln intensiv zu beschäftigen?

Sven Jürgensen: Ich habe 2019 die Reportage über die Bahn-Rad Olympiasiegerin Kristina Vogel „Aufstehen im Sitzen“ gesehen. Ich fand es unfassbar, was dieser Frau widerfahren war und was sie danach geschafft hat. Einfach faszinierend – und für mich der Anstoß, auch im Segelsport über Inklusion nachzudenken. Ich habe Kristina dann kontaktiert und mich mit ihr und Tobias König, dem ersten Vorsitzenden des NRV, getroffen. Wir haben eine Schirmherrschaft für die von mir gegründete Frauenregatta „Helga Cup“ vereinbart. Seitdem denke ich und denken wir eigentlich jedes Segelprojekt auch inklusiv.

Solche Projekte brauchen Förderer.

Waren diese schnell gefunden?

Ja. Einer der wichtigsten Partner des „Helga Cups“ ist die Stadt Hamburg. Unser Sportsenator Andy Grote hat uns sofort seine Unterstützung zugesagt, nachdem wir ihm von unserem inklusiven Vorhaben erzählt hatten. Und als wir dann auch anfangen, den Norddeutschen Regatta Verein barrierefrei zu gestalten, gingen unsere Anträge auch unheimlich schnell durch Bürgerschaft und Bezirksversammlung. Eine wunderbare Unterstützung aus Politik und Behörden! Zusätzlich gab und gibt es eine große Förderung von Mäzen aus dem NRV, die etwa neue Boote gekauft haben, und der Haspa.

Apropos Boote: Mittlerweile werden Boote in Serie gebaut, die Menschen mit verschiedenen Bedürfnissen gerecht werden. Wie viele dieser Boote gibt es derzeit in Hamburg?

Das beste Boot wäre natürlich das, mit dem jeder Mensch segeln könnte. Ein solches Boot gibt es leider nicht. Aber: Es gibt schon gute inklusive Boote, zum Beispiel das Modell „SV14“. Dafür haben wir uns im Club entschieden. Es wurde von einem Top-Yachtdesigner und einem Menschen mit Querschnittslähmung entwickelt. Acht Stück haben wir davon bereits in Hamburg und 14 in Deutschland.

Sprechen wir über den erwähnten „Helga Cup“. Auf der Frauenregatta wurde im vergangenen Jahr erstmals auf einer Bahn inklusiv gesegelt. Kristina Vogel ist

„**Inklusion will ein echtes Zusammenkommen der Individualitäten ermöglichen**“

Sven Jürgensen



mitgesegelt und sagte später darüber: „Selten habe ich mich so frei bei einem Event gefühlt. Ich kann einfach ich sein und nicht ich im Rollstuhl.“ Gibt es weitere Erfolge beim „Helga Cup“, auf die Sie besonders stolz sind?

Ich bin vor allem auf die generelle Stimmung beim „Helga Cup“ stolz! Kristina Vogel etwa ist zusammen mit Anastacia Winkel gesegelt, die in Kürze als Teilnehmerin im Segeln zu den Olympischen Spielen nach Tokio reisen wird. Die beiden hatten unheimlich viel Spaß beim Sport! Und abends saßen sie zusammen, haben den Tag entspannt ausklingen lassen. Genau wie alle anderen Teams. Das inklusive Segeln ist ein komplett anderes Erlebnis, als das Para-Segeln, nachdem die einzelnen Gruppen aus Menschen mit Behinderung zusammen mit ihren Trainern am Tisch sitzen. Beim „Helga Cup“ segeln und treffen sich Menschen mit und ohne Einschränkungen, es geht um den gemeinsamen Sport und Spaß und nicht um eine Behinderung.

In diesem Jahr folgen weitere inklusive Segelprojekte, an denen Sie mitwirken, unter anderem ein Pilotprojekt auf der Kieler Woche: Blinde, sehbehinderte, sehende und gehörlose Menschen segeln dort zusammen. Versuchen Sie, inklusives Segeln nicht bloß in Hamburg, sondern bestenfalls bundesweit zu etablieren?

Richtig, unser Ziel ist bundesweites inklusives Segeln aktiv voranzubringen. Wir haben mehrere Clubs im ganzen Land angesprochen, ob sie dabei mitgehen. Wir sind auch auf Special Olympics zugegangen, ebenso auf den Deutschen Rollstuhlsport und andere Fachverbände. Wir wollen möglichst alle zusammenholen und gemeinsam inklusive Projekte umsetzen.

Kürzlich haben wir entschieden, eine inklusive Segel-Bundesliga in Hamburg auszurichten. Eigentlich sollte sie in Berlin stattfinden, aber barrierefrei ausrichten kann sie aktuell noch nicht jeder Segelclub. 2021 werden wir nun in Hamburg am 3. und 4. Juli sowie am 10. und 11. Juli die ersten beiden inklusiven Segel-Bundes Liga Events im NRV ausrichten. Die Schirmherrschaft übernimmt Senator Andy Grote.

Denken Sie, es wird der Zeitpunkt kommen, an dem all Ihre inklusiven Segel-Ziele erreicht sein werden?

Da muss man noch mal zurückkehren zu der Frage, was denn Inklusion im Sport überhaupt bedeutet. Unserer Meinung nach bedeutet es, dass Segeln für alle möglich sein sollte: egal welchen Geschlechts, welcher sozialen oder nationalen Herkunft, welcher körperlichen, geistigen oder seelischen Beeinträchtigung. Das bedeutet gleichzeitig aber nicht, dass es für alle gleich einfach sein wird. Wir können Unterschiede nicht wegzaubern, das wollen wir auch gar nicht. Inklusion will nicht alle gleichmachen, sondern niemanden ausgrenzen, niemanden behindern. Inklusion will ein echtes Zusammenkommen der Individualitäten ermöglichen. Und so wird es immer unterschiedliche Schwierigkeiten geben. Wenn wir aber an den Punkt kommen, dass wir trotz der Schwierigkeiten das Segeln allen möglichst selbstbestimmt ermöglichen und nicht mehr einzelne Menschen mit Beeinträchtigungen in der Ausübung des Sports behindern, dann sind wir sehr weit gekommen. Und das sollte auch möglich sein, daran glaube ich fest. Unsere Welt ist im Wandel, der Sport auch.

www.nrv.de

„Ich hatte ein großes Freiheitsgefühl“

Inklusives Segeln Letztes Jahr hat Bahnrad-Olympiasiegerin Kristina Vogel die Schirmherrschaft des „Helga Cup“, der weltweit größten Frauenregatta, übernommen – und ist selbst auf der neu eingeführten Inklusionsbahn mitgesegelt. Ein Gespräch über Stellschrauben beim Thema Inklusion, hohe Geschwindigkeiten auf der Alster und über ihre Rolle als Vorbild

► Interview: Ulrich Thiele



Kristina Vogel hat eine bewegte Karriere hinter sich: Im Mai 2009 wird die damals 18-Jährige beim Straßentraining von einem Auto erfasst und erleidet schwere Verletzungen. Sie rappelt sich wieder auf und wird trotz dieses Rückschlags in den folgenden Jahren zur erfolgreichsten Bahnradfahrerin der Welt – mit zwei olympischen Goldmedaillen und elf Weltmeistertiteln. 2018 beendet ein erneuter Trainingsunfall ihre Karriere abrupt, sie erleidet eine schwere Wirbelsäulenverletzung und ist querschnittsgelähmt. Sie kämpft sich zurück – und beeindruckt Millionen mit ihrem Optimismus und ihrer Stärke. Vogel setzt sich bei öffentlichen Auftritten und als Politikerin im Erfurter Stadtrat für mehr Inklusion ein, es mache sie sauer, sagt sie einmal, „wenn die Welt da draußen nicht nett ist für alle, sondern nur für eine Gruppe“, wenn Denkmalschutz zum Beispiel vor Barrierefreiheit gehe. Gerade ist im Piper Verlag ihre Biografie „Immer noch ich. Nur anders“ erschienen.

? Kristina Vogel, wie haben Sie die Pandemie-Zeit bisher erlebt?

Kristina Vogel: So wie die meisten Menschen: Ich habe mich in Quarantäne begeben und bin so oft es ging zu Hause geblieben, um mich und andere zu schützen. Wegen meiner Lähmung habe ich kein Zwerchfell und kann nicht husten, deswegen darf ich keine bronchiale Erkrankung bekommen, ich müsste sofort ans Beatmungsgerät. Ich habe trotzdem das Beste aus der Zeit gemacht und tue das immer noch: Ich habe zum Beispiel die Prüfung für den A-Schein absolviert und bin jetzt Trainerin für Bahnrad bei der Bundespolizei. Außerdem bin ich letztes Jahr auf der „Helga“ Regatta in Hamburg das erste Mal in meinem Leben gesegelt.

FOTO: PRIVAT

In der Corona-Krise haben sich ohnehin bestehende soziale Probleme potenziert. Zum Beispiel was häusliche Gewalt an Frauen betrifft, worauf Sie als Mitbotschafterin der Kampagne „Sicherheit“ hingewiesen haben. Sehen Sie auch beim Thema Inklusion Stellschrauben, die durch die Pandemie deutlicher sichtbar geworden sind?

Die Pandemie ist für alle schwer, aber ja, man merkt, dass sie auch beim Thema Inklusion zeigt, wo noch Stellschrauben sind. Wenn ich mir zum Beispiel die Impfvorgabe ansehe, finde ich es schwierig, dass Menschen mit Behinderung, die einfach Kontakte brauchen, benachteiligt werden und immer weiter hinter andere Gruppen rutschen. Wie kann es denn sein, dass PflegerInnen geimpft werden, aber ich als Klientin keine Impfung bekomme?

Sie erwähnten gerade die „Helga“-Regatta, deren Schirmherrschaft Sie letztes Jahr übernommen haben und bei der Sie auch selbst auf der erstmals eingeführten Inklusionsbahn mitgesegelt sind. Dabei ist Wasser ja gar nicht ihr Element, wie kam es denn dazu?

Das stimmt, als Erfurterin und Radsportlerin war ich bisher immer eine Landratte. Der Norddeutsche Regatta Verein (NRV) hat mich gefragt, ob ich die Schirmherrschaft übernehme – und ich bin einfach jemand, der schlecht Nein sagen kann. Der NRV hat mir die Idee mit der neuen Inklusionsbahn ausführlich erläutert und nahegebracht, denn die Veranstalter hatten festgestellt, dass es noch Inklusionsbedarf im Segelsport gibt. Das war eine tolle Idee, da konnte ich dann erst recht nicht Nein sagen.

Zumal der „Helga Cup“ als weltweit größte Frauenregatta ein anderes Thema berührt, das Ihnen wichtig ist: Frauenrechte.

Ja, absolut, ich finde schön, dass die „Helga“ gleich zwei Dinge zeigt: Dass Frauensport jeder Art etwas ganz Tolles ist und dem Männersport in keiner Weise nachsteht. Und dann auch, dass ich als Mensch mit Behinderung niemandem dort zur Last falle. Dass ich diesen wunderschönen Sport in einer Gemeinschaft, in der jeder nicht nur auf sich selbst schaut, ausüben und mich frei fühlen kann.

Sie wurden als Schirmherrin angefragt, warum wollten Sie selbst segeln?

Ich dachte mir: Ich kann ja nicht als Schirmherrin Werbung dafür machen, wie toll das Segeln ist, ohne zu wissen, wie es

FOTO: SVEN JÜRGENSEN



„Ganz schön flott“: Kristina Vogel (l.) und Anastacia Winkel beim „Helga Cup“ 2020

sich anfühlt. Und da ich sowieso gerne neue Sportarten kennenlernen, habe ich die Chance gesehen, das Segeln ein Stück weit zu lernen. Ich bin im Team mit einer sehr erfahrenen Kollegin gesegelt, Anastacia Winkel vom NRV. Ich habe mich von ihr leiten lassen, sie hat mir gezeigt, was ich machen muss und mir den Umgang mit Wind und Wasserströmung erklärt. Sie saß hinten als Steuerfrau, ich war für das Vorsegel verantwortlich.

Und wie war's?

Das war echt super! Ich hatte ein sehr großes Freiheitsgefühl! Ich weiß nicht, wie schnell man auf der Alster wird, aber bei gutem Wind in Schiefelage ist das schon ganz schön flott, wenn das Segel vom Wind gepeitscht wird. Vor allem als Anfängerin, wenn man das nicht kennt, ist das ganz schön aufregend. Außerdem macht es einfach auch Spaß, dabei noch die Natur zu erleben – das Zusammenspiel von Wasser und Wind. Für mich ist das also aus vieler Hinsicht eine schöne Erinnerung.

Der nächste „Helga Cup“ soll vom 30. September bis 3. Oktober stattfinden. Sind Sie dann wieder dabei?

Hoffentlich. Ich lasse mich darauf jetzt nicht festnageln, aber ich werde alles daran setzen, als Schirmherrin und Zuschauerin teilnehmen zu können. Ob ich mitsegeln kann, kann ich heute noch nicht entscheiden.

In den zahlreichen Artikeln über Sie fällt auffällig oft das Wort „Vorbild“.

Können Sie damit etwas anfangen?

Das ist schmeichelhaft und höre ich natürlich gerne. Ich sage es so: Ich habe in meinem Leben zwei schwere Schicksalsschläge gehabt – was ich anderen Menschen vermitteln kann, ist, wie man es schafft, nicht aufzugeben und sich da rauszukämp-

fen. In dieser Hinsicht bin ich wohl tatsächlich ein Vorbild für viele. Aber wenn wir schon beim Thema sind: Es braucht auch Veranstaltungen wie den „Helga Cup“, den sich Frauen, Kinder und Menschen mit Behinderung ansehen können und dabei merken: Okay, das kann ich auch und das will ich auch machen!

Zum Schluss bitte noch etwas Schmeichelei für die HamburgerInnen: Sie waren schon einige Male hier, was mögen Sie an der Hansestadt?

Hamburg ist zwar eine Millionenstadt, aber es wirkt nicht so. Alles ist sehr grün und die Menschen sind sehr nett. Das schätze ich an Hamburg – die Stadt fühlt sich in keiner Weise überladen an. Und natürlich das Wasser. Wann immer ich in Hamburg bin, die Sonne über der Alster scheint, der Wind gut ist und jemand mir anbietet, mit mir zu segeln – dann bin ich dabei.



Kristina Vogel: „Immer noch ich. Nur anders“, Piper, 272 Seiten, 20 Euro



In der ersten Telefonführung des Museum für Kunst und Gewerbe wurden diese Tanzmaskenfiguren beschrieben

Gute Unterhaltung

Kulturvermittlung Seit Februar dieses Jahres bringt „Bei Anruf Kultur“ verschiedene Ausstellungen der Hamburger Museen nach Hause – kostenlos per Telefon. Das Projekt vom Blinden- und Sehbehindertenverein Hamburg und dem Büro grauwert ist nicht nur während der Pandemie ein kultureller Segen für Menschen mit und ohne Behinderung

► Text: Anna Meinke

Orangefarbener Boden, orangefarbene Wände, orangefarbene Decke. Das muss man sich mal vorstellen. Die Spiegel-Kantine muss scheußlich ausgesehen haben. Sie ist mir im Gedächtnis geblieben“, sagt Hela Michalski, Teilnehmerin bei „Bei Anruf Kultur“. Seit nunmehr zwei Monaten nimmt die kunstbegeisterte Hamburgerin regelmäßig an den Telefonführungen teil. Durch das Angebot hat die 77-Jährige bereits zahlreiche Ausstellungen besuchen können – von zu Hause. Darunter die ikonische Kantine des Hamburger Spiegel-Verlags im Museum für Kunst und Gewerbe, entworfen vom dänischen Designer Verner Pantón. Für Hela Michalski, die vor

FOTO: TOBIAS WILLE

„ Ich lerne jedes Mal eine ganze Menge und bekomme neue Eindrücke

Hela Michalski, Teilnehmerin bei „Bei Anruf Kultur“

40 Jahren erblindet ist, bietet „Bei Anruf Kultur“ eine einfache Möglichkeit, Kunst zu erleben: „Als blinder Mensch kann es sehr frustrierend sein, ein Museum zu besuchen. Meistens darf man absolut nichts anfassen, nichts fühlen. So kann ein Besuch für mich schnell sehr ineffizient sein. An ‚Bei Anruf Kultur‘ schätze ich besonders die Guides, die die Führungen unglaublich detailliert und spannend gestalten. Sie geben viele Hintergrundinformationen, erläutern das Leben des jeweiligen Künstlers oder die Geschichte des Museums. Ich lerne jedes Mal eine ganze Menge und bekomme neue Eindrücke.“ Das freut Melanie Wölwer vom Blinden- und Sehbehindertenverein Hamburg, Initiatorin von „Bei Anruf Kultur“: „Die positive Resonanz auf die Telefonführungen zeigt, wie denkbar einfach die Teilnahme ist. Von Seiten der kooperierenden Museen, der Mitinitiatoren und Teilnehmenden spüre ich große Begeisterung“, so Wölwer. Mithilfe einer Festnetz- und einer Raumnummer wählen sich bis zu 15 Teilnehmende in eine Live-Telefonführung ein. Während der Führung durch die Ausstellung sind die Teilnehmenden stumm geschaltet. Zwischendurch hebt eine moderierende Person diese auf, damit Fragen gestellt werden können. „Man muss sich eine Telefonführung wie einen Podcast vorstellen, bei dem man Fragen stellen darf“, sagt Melanie Wölwer und fügt hinzu: „Besonders die Diskussionsrunden im Anschluss an die Führungen sind sehr lebendig. Teilweise tauschen sich die Teilnehmenden noch bis zu einer Stunde aus, auch ohne die Anwesenheit des Museumsführers. Wir merken, dass die Leute das Angebot genießen, vor allem in dieser Zeit.“

„Bei Anruf Kultur“ setzt ganz gezielt nicht auf eine digitale Kulturvermittlung, sondern auf eine barriereärmere Variante per Telefon. Denn ein Telefon besäße im Grunde jede und jeder, meint Mathias Knigge, Mitinitiator von „Bei Anruf Kultur“ und Gründer vom Büro grauwert. Das Büro berät Unternehmen in Inklusionsfragen:

„Wir entwickeln Lösungen, die auf den ersten Blick gar nichts mit Barrierefreiheit zu tun haben. Vielmehr wollen wir Angebote so gestalten, dass besonders viele Menschen daran teilhaben können – gleich welchen Alters oder in welcher Lebenssituation.“ Im Idealfall müsse man Inklusion frühzeitig und organisch in allen Angeboten mitdenken und leben. Mit „Bei Anruf Kultur“ schaffe man genau das. „Denn hier ist es ganz egal, aus welchen Gründen die Menschen teilnehmen. Ob mir nun die Fahrt nach Poppenbüttel zu weit ist, ich in meiner Mobilität eingeschränkt bin oder die Dinge nicht so gut sehen kann – ich greife einfach zum Telefonhörer und kann an einem Kulturangebot teilnehmen, das mich interessiert.“

Das sieht auch Melanie Wölwer so: „Wir schaffen hier ein Vermittlungsangebot für all die Menschen, die nicht ins Museum gehen können. Das sind eben nicht nur sehbehinderte, sondern auch mobilitätseingeschränkte Menschen, Menschen, die im Pflegeheim leben oder sich einen Museumsbesuch nicht leisten können. Und die Pandemie bringt uns aktuell alle in eine Situation, in der wir keine Ausstellungen besuchen können.“ Wölwer erklärt: „Die Idee der Telefonführungen ist ganz klar aus der Blinden- und Sehbehindertensichtweise entstanden. Und Corona hat dem Angebot zusätzlichen Schwung verliehen. Mit ‚Bei Anruf Kultur‘ reagieren wir also auf die aktuellen Herausforderungen der Pandemie und bieten darüber hinaus eine langfristige Perspektive für Kulturvermittlung ohne Barrieren.“ Die Finanzierung des Projekts sei bis Ende des Jahres sichergestellt, so Wölwer. Hela Michalski hofft derweil auf eine Fortführung weit über die Zeit der Pandemie hinaus: „Es gibt so viele Menschen, für die das Angebot eine echte Bereicherung ist“ sagt sie freudestrahlend. „Ich bin schon jetzt gespannt auf die nächste Führung am Telefon.“

www.bsvh.org

„Die meisten Unternehmen beziehen dieses Problem erst mal nicht auf sich“

Alphabetisierung Lese- und Schreibschwäche bis zum Analphabetismus ist ein tabuisiertes Thema. Jens Nübel, Vorstandsvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft (ARGE) der Vertrauenspersonen von Menschen mit Behinderung, ermutigt Hamburger Unternehmen, für eine Sensibilisierung MentorInnen auszubilden. Ilonka Fehrmann von HAMBURG WASSER hat eine solche Ausbildung beim DGB Bildungswerk absolviert. Gemeinsam möchten sie Beschäftigten einen geschützten Raum geben, sich zu outen

► Interview: David Hock



Jens Nübel, Vorstandsvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft (ARGE) der Vertrauenspersonen von Menschen mit Behinderung

? Ilonka Fehrmann und Jens Nübel, 6,2 Millionen Menschen in Deutschland können laut einer Studie des DGB keine kurzen Texte lesen, weitere zehn Millionen nur langsam und fehlerhaft schreiben. Wann ist Ihnen dieses strukturelle Problem persönlich bewusst geworden?

Jens Nübel: Bei mir war das 2016 durch meine Frau, die Hausaufgabenhilfe an einer Grundschule gibt. Dadurch haben wir viel Kontakt mit Migranten bekommen und festgestellt, dass viele als Analphabeten nach Deutschland gekommen sind, was die Hürde noch größer macht, Deutsch zu lernen. Das war für mich der Anstoß, mich zu fragen: Wie sieht es grundsätzlich in unserem Land aus? Von den Zahlen war ich sehr überrascht. Diese Menschen muss man unterstützen, überhaupt in den ersten Arbeitsmarkt zu kommen oder durch Fortbildung die Beschäftigung zu sichern. Ilonka Fehrmann: Ich bin von Herrn Nübel darauf angesprochen worden. Als Vertrauenspersonen der Menschen mit Behinderung sind wir gut miteinander vernetzt in Hamburg und haben uns über dieses Thema diverse Male ausgetauscht. Ich habe immer mal wieder Kollegen

erlebt, die mich gefragt haben: „Mensch, kannst du nicht mal dieses Formular für mich ausfüllen?“ So habe ich gemerkt, dass es in diesem Bereich Probleme gibt und konnte einem Unterstützungsbedarf nur beipflichten. Und Herr Nübel hat mir vom Projekt MENTO des DGB Bildungswerks erzählt, das MentorInnen zu diesem Thema ausbildet, um in diesem sensiblen Thema in der Arbeitswelt ansprechbar zu sein.

Wie hat man im Unternehmen auf dieses Anliegen reagiert?

Fehrmann: Erst einmal ist mir Unverständnis entgegenschlagen. „Es kann ja gar nicht sein, dass wir KollegInnen bei uns haben, die das betrifft“, wurde gesagt. „Wenn man sich bei uns bewirbt, durchläuft man ja ein Bewerbungsverfahren.“ Doch durch Homeoffice und Digitalisierung auch in den Außenbereichen während Corona hat sich auch bei uns das Problem gezeigt.

Haben Sie ein konkretes Beispiel?

Fehrmann: Wir haben einen älteren Kollegen, der bei den Reparaturen der Wasserleitungen mitgearbeitet hat. Die auszufüllenden Stundenzettel wurden ursprünglich im Büro abgegeben und

noch mal überprüft, bevor sie ins System eingegeben wurden. Nun haben alle Tablets und geben alles selbst ein. Der Kollege hat dann kundgetan, dass er mit dem Umgang ein Problem hat und ist jetzt in einem anderen Arbeitsbereich im Unternehmen, weil er sich in seiner Handwerkergruppe nicht outen wollte.

Herr Nübel, was machen Sie im Austausch mit anderen Unternehmen für Erfahrungen?

Nübel: Die meisten Unternehmen beziehen dieses Problem erst mal nicht auf sich. „So etwas findet maximal in anderen Betrieben statt.“ Wenn man das Ganze aber mal mit einer Behinderung gleichsetzt, darf man nicht vergessen, dass 80 Prozent der Behinderungen nicht sichtbar sind und viele erst mal nicht darüber reden möchten. Dadurch, dass aber in allen Bereichen der Wertschöpfung die IT Einzug hält, outet diese Digitalisierung zunehmend Men-

schen, die mit Lesen und Schreiben auf Kriegsfuß stehen – ob sie es wollen oder nicht. Ich kann mir aber vorstellen, dass viele vor dem Outing einen Aufhebungsvertrag nehmen und von der Bildfläche verschwinden. Ich habe die Befürchtung, dass es da viel aufzuarbeiten gibt. Dafür brauchen wir Mentoren, wie Frau Fehrmann nun eine in ihrem Betrieb ist.

Zu zehnt haben Sie bei HAMBURG WASSER nun die erste dreitägige Grundausbildung absolviert. Was nehmen Sie davon mit?

Fehrmann: Wir haben sehr viel gelernt, sind sehr sensibilisiert worden. Was mich unheimlich beeindruckt hat, war eine Dame, die selbst betroffen war und aus ihrem Leben berichtet hat. Davon, dass sie durch die Schule mit Hauptschulabschluss durchgerutscht ist. Sie hat dann im Gastronomiebetrieb ihrer Eltern gearbeitet, hat irgendwann ihren Mann



Wir haben sehr viel gelernt, sind sehr sensibilisiert worden

**Ilonka Fehrmann
von HAMBURG WASSER**



FOTO: PRIVAT

getroffen, Kinder bekommen. Und als diese größer geworden sind, konnte sie ihnen nicht bei den Hausaufgaben helfen und auch nichts vorlesen. Das hat sie dazu bewogen, sich bei der Volkshochschule für einen Grundkurs im Lesen und Schreiben anzumelden. Vorher hat sie nie Hilfe gesucht. Als sie im Restaurant eine Tafel mit dem Tagesangebot beschriften sollte, hat sie einmal ihre Hand leicht in die Fritteuse gehalten, um eine Verletzung zu haben, mit der sie diesen Auftrag nicht mehr ausfüllen musste. Was für eine Kreativität und gleichzeitigen Leidensdruck jemand haben muss, um sich nicht zu outen, ist mir sehr zu Herzen gegangen.

Wie machen die zehn Ausgebildeten nun im Unternehmen weiter?

Fehrmann: Wir gehen jetzt in die Pilotphase. Wir gucken erst mal, wie man überhaupt auf uns zukommt. Ich kann noch gar nicht einschätzen, wie das angenommen wird. Und erst aus dem Bedarf ergibt sich dann ja auch die Handlung. Wir haben einen Kurzfilm vom DGB zur Verfügung gestellt bekommen, den wir weitergeben. Wir werden Informationen und Werbung ins Intranet und in unsere firmeninterne Zeitung stellen. Wir machen das Ganze auch in Leichter Sprache, um die Botschaft wirklich vermitteln zu können. Und wir werden unsere Tätigkeit künftig auch wieder in Präsenz ganz offensiv bewerben, zum Beispiel auf Betriebsversammlungen.

Qualifiziert Sie die Ausbildung dazu, bei Nachfrage von Mitarbeitenden auch selbst Lese- und Schreibkurse anzubieten?

Fehrmann: Noch haben wir erst die Grundausbildung absolviert und würden an Bildungsträger verweisen. Ich kann mir aber durchaus vorstellen, dass wir in unserem bestehenden Bildungsangebot des Unternehmens einen solchen Kurs aufnehmen.

Herr Nübel, können Sie sich vorstellen, dass von der Entwicklung bei HAMBURG WASSER ein Signal für die Hamburger Wirtschaft insgesamt ausgeht?

Nübel: Das ist mein Wunsch, ja. Deswegen ist es wichtig, dieses Beispiel als Leuchtturmprojekt publik zu machen, damit auch andere Betriebe voneinander lernen können und Arbeitgeber sich miteinander darüber austauschen. Erst wenn man über ein Thema spricht, wird es sichtbar.

www.dgb-mento.de



Wandgemälde „Children of the world“ in New York

„Wir müssen genauer hingucken“

Förderung Geflüchtete Kinder mit Behinderungen und Traumatisierungen haben es besonders schwer, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Worin die Schwierigkeiten bestehen, was aus therapeutischer Sicht geboten ist und woran es organisatorisch noch mangelt

Text: Marco Arellano Gomes

Integration und Teilhabe, Kern der Inklusion, fällt gerade geflüchteten Kindern mit Behinderungen besonders schwer. Wer am Rand der Gesellschaft lebt, wird selten wahrgenommen. Geflüchtete Kinder waren in Hamburg vor allem dann in den Medien, wenn sich menschliche Tragödien abspielten. Im Gedächtnis blieb das brennende Flüchtlingslager in Moria vom September 2020. Erst diese Bilder führten dazu, dass Staaten und Städte anboten, einen Teil der Menschen, insbesondere Kinder aufzunehmen – im Namen der Humanität, der Menschenrechte, der Würde. Nach Hamburg kamen der Innenbehörde zufolge „270 Schutzsuchende, darunter rund 150 Kinder.“ Wieviele davon Behinderungen oder Traumatisierungen haben ist nicht bekannt und unterliegt den hohen datenschutzrechtlichen Anforderungen an Gesundheitsdaten. Da es „bei der Aufnahme behandlungsbedürftiger Kinder mit Kernfamilie explizit um die Aufnahme kranker Kinder“ ging, also um „akut erkrankte, chronisch kranke und auch behinderte Kinder“, dürfte die Prozentzahl aber entsprechend hoch sein. „Die geflüchteten Kinder sind oft traumatisiert, nur werde das nicht sofort erkannt“, erklärt Dr. med. Meike Nitschke-Janssen, Fachärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie in einer Praxisgemeinschaft in Barmbek (KJP Barmbek). Nitschke-Janssen ist nicht auf Inklusion spezialisiert, aber sie hat viele PatientInnen mit Migrations- und Fluchtvergangenheit, nicht wenige mit

Traumatisierungen, einige mit Behinderungen. Ihr Spezialgebiet ist die Entwicklungsdiagnostik. „Uns geht es darum, die entwicklungshemmenden Faktoren zu beseitigen und durch Förderung das Höchstmaß an Entwicklung und Lebensqualität zu ermöglichen – auch im Rahmen der Inklusion“, so Nitschke-Janssen. Wer den Begriff Inklusion höre, hat meist Kinder mit Handicaps vor Augen. Zentral sind aber auch Behinderungen aufgrund psychischer Faktoren, die zu Verhaltensauffälligkeiten und Entwicklungsstörungen führen würden: „Ich habe in der Diagnostik Kinder, die einen Fluchthintergrund haben, bei denen sich auch Behinderungen zeigen. Wenn die Eltern nicht selber psychische oder psychiatrische Schwierigkeiten haben, fühlen sie sich sehr gut in ihre Kinder ein und können die Basisemotionen – Freude, Trauer, Angst, Verstörtheit – sehr klar benennen.“

Angst, Verstörtheit, Trauer sind oft Begleiter geflüchteter Kinder. Nicht wenige von ihnen sind traumatisiert. Der Begriff Trauma wird unterschiedlich definiert. Prof. Dr. Dr. Jan Ilhan Kizilhan bezeichnet es in einem TED-Talk vom Oktober 2019 als „ein Attentat auf das Verstehen unserer Welt, eine Konfrontation mit einem unerwarteten Ereignis, das die eigene Psyche nicht verarbeiten kann“. Es sind zwei Kernaspekte entscheidend: das auslösende Ereignis und die psychische Verarbeitungskomponente. Die Erschütterung bestehe darin, dass das Selbst- und das Weltbild gravierend gestört und verändert werden würde.

Um die tieferen Ursachen einer Traumatisierung zu erkennen, muss man mit den Kindern ins Gespräch gehen. Hierzu braucht es oft SprachmittlerInnen oder DolmetscherInnen, die jedoch nur

sehr begrenzt zur Verfügung stehen. Erst dann kann festgestellt werden, ob es der Brand in Moria war, der Tod der Großmutter oder die Bombeneinschläge im Kriegsgebiet, die das Trauma verursacht haben. „Ich denke oft an einen Jungen, Sohn eines Polizeibeamten in Afghanistan. Der wurde eines Tages von den Taliban verschleppt und dann schwerst misshandelt. Inzwischen ist er in Deutschland bei seinen Eltern, kann aber kein vertrauensvolles Verhältnis zu ihnen aufbauen. Reizbarkeit, Wut, Rückzug sind typische „Anpassungsversuche“, erklärt Nitschke-Janssen. „Ein Trauma verursacht Veränderungen in den Transmitter-Strukturen im Gehirn und auch im ganzen Körper. Diese können einhergehen mit einer Erhöhung der Herzfrequenz, Schwindel, Übelkeit, Erbrechen, Schlafmangel, Depressionen, Aggressionen oder einem erhöhten Muskeltonus.“

Lässt man die Kinder zu lange im traumatisierten Zustand, kommt es zu einer Chronifizierung. „Entwicklungsrückstände zementieren sich, wenn ein Entwicklungsfenster sich geschlossen hat. Diese sind nicht leicht nachzuholen“, erklärt Nitschke-Janssen. Auch bei körperlichen Behinderungen spielt die Psyche eine große Rolle, da es darauf ankommt, wie weit diese von einem akzeptiert werden. Zentral ist die Entwicklung von Resilienz, also der Fähigkeit, mit Schwierigkeiten und Herausforderungen umzugehen, Rückschläge zu ertragen und die eigene Widerstandsfähigkeit zu erhöhen, um ein zufriedenes, ausgeglichenes Leben zu führen.

Es ist nicht immer leicht zu erkennen, wann ein Kind traumatisiert ist und professionelle Hilfe braucht. Wichtig ist, Wohlwollen zu zeigen, Kontaktangebote zu machen, für das Kind da zu sein, ohne dabei grenzüberschreitend, überfordernd oder pathologisierend zu sein. „Man sollte sich nicht scheuen, professionelle Hilfe aufzusuchen, LehrerInnen hinzuzuziehen, auf Elternabenden darüber zu reden, die SchulpsychologInnen einzuweihen oder eine kinder- und jugendpsychiatrische Praxis aufzusuchen“, sagt Nitschke-Janssen.

An Angeboten mangelt es nicht. Kritisch sieht Nitschke-Janssen organisatorische und strukturelle Faktoren. „Es scheint mir grundsätzlich eine Frage der Gewichtung zu sein. Fällt der möglichst frühzeitigen Feststellung von körperlichen Behinderungen und psychischen Handicaps, zum Beispiel Traumatisierungen, bei geflüchteten Kindern und Jugendlichen, nicht eine ebenso hohe Bedeutung zu, wie dem Infektionsschutz?“ Und wann soll eine Behandlung beginnen? Erst wenn die Kinder und Jugendlichen in Schule und Gesellschaft auffallen oder unmittelbar nach ihrer Ankunft? Welche Ressourcen mag die Gesellschaft hierzu bereitstellen? Von den Kindern, die in Hamburg ankommen, schätzt sie, sind bis zu 50 Prozent psychisch auffällig. Nicht wenige weisen Entwicklungsstörungen auf.

Eine Gesellschaft muss sich daran messen lassen, wie sie mit ihren schwächsten Mitgliedern umgeht. Und wer könnte schwächer sein als ein geflüchtetes Kind, das eine Behinderung hat, die Sprache nicht spricht und keinen Staat hat, der sich zuständig fühlt? „Wir müssen genauer hingucken und diejenigen, die es brauchen, sehr früh in Behandlung und Förderung bringen. Dazu benötigen wir ein interdisziplinär pädiatrisch-kinderpsychiatrisches Screening-Verfahren und anschließende medizinisch-therapeutische und beratende Anlaufstellen.“

migrationspsychiatrie.de

Zeit für Inklusion

Einladung zur Beteiligung

Das Inklusionsbüro lädt aktuell erneut HamburgerInnen ein, sich in den Monaten Oktober und November 2021 mit einem inklusiven Angebot an der „Zeit für Inklusion“ zu beteiligen. Ziel dieser Aktion ist es, auf die vielen Aktivitäten in Hamburg aufmerksam zu machen, in denen sich Menschen mit und ohne Behinderung begegnen.

Im Sport ist dies bereits sehr häufig der Fall. Es gibt Blindenfußball, bei dem auch Sehende mitmachen können, wenn sie eine Augenbinde tragen. Und beim Rollstuhlbasketball sitzen alle im Rollstuhl, unabhängig davon, ob sie laufen können oder nicht. Wie bei allen Mannschaftssportarten geht es darum, sich zu bewegen, mit anderen Menschen zusammenzukommen, möglichst zu gewinnen und gemeinsam Spaß zu haben. Eine Behinderung, eine andere Hautfarbe oder die Herkunft spielen keine Rolle.

Andere Aktivitäten wie zusammen kochen, Musik machen, kulturelle Veranstaltungen besuchen oder sich ehrenamtlich betätigen sind für viele Menschen interessant. Wichtig dabei ist der Kontakt zu anderen Menschen, die ähnliche Vorlieben haben wie man selbst. Darüber ist sehr schnell ein Gespräch möglich.

Haben Sie Lust, sich in diesem Jahr (wieder) zu beteiligen? Dann sollte Ihr Angebot die Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung ermöglichen. Es kann digital oder in Präsenz veranstaltet werden und sollte dazu dienen, sich kennenzulernen und gemeinsam etwas zu erleben oder auszuprobieren, um Hürden beziehungsweise Vorurteile abzubauen.

Bei Interesse wenden Sie sich bitte an die folgende E-Mail-Adresse: inklusionsbuero@bwfgb-hamburg.de

Ihre Aktivitäten werden auf der Homepage des Inklusionsbüros veröffentlicht, wenn Sie damit einverstanden sind. Zusätzlich werden Karten gedruckt, die alle Angebote enthalten. Wenn Sie das ausgefüllte Formular bis zum 3. September 2021 an die oben genannte E-Mail-Adresse senden, können Sie mit aufgenommen werden. Meldungen danach sind jedoch ebenso willkommen.

Jede Aktivität ist wichtig, damit Menschen mit und ohne Behinderung zusammen möglichst gut durch diese Zeit kommen, in der es ansonsten darauf ankommt, Abstand zu halten.



Dr. med. Meike Nitschke-Janssen

FOTOS: PRIVAT



„Inklusion bedeutet für mich, die gesellschaftliche Kraft des Sports zu nutzen, um Menschen zusammenzubringen – über alle Unterschiede hinweg. Als Active City sind wir nur dann komplett, wenn wir alle Menschen mit Sport erreichen und dabei alle Hürden beiseite räumen.“ Sportsenator Andy Grote

FOTO: WITTEBS

Fachbereich Inklusion & Zivilgesellschaft
www.hamburg.de/skbm/

